



Die Belagerung Leningrads während des Zweiten Weltkriegs und die Auswirkung auf das deutsch-russische Verhältnis

Susanne Brammerloh

Gestern haben wir viel davon gehört, wie eng die Beziehungen zwischen Russen und Deutschen in St. Petersburg waren und, wie ich hoffe, es jetzt wieder und weiterhin sein werden. Um so mehr scheint es notwendig zu sein, sich an das schlimmste Kapitel zu erinnern – die 900-tägige Belagerung der Stadt durch die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, die vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 währte. Es ist eine der größten Tragödien der Weltgeschichte. Und es ist die größte Tragödie im Leben dieser Stadt.

Es war ein Krieg auf Zerstörung und Vernichtung, Ausmerzungen des Feindes. Es ging um "Lebensraum im Osten" und um Wegnahme aller Ernährungsreserven. Es war der Kampf gegen den rassentheoretisch hergeleiteten slawischen "Untermenschen". Es war ein Kampf gegen das sogenannte Weltjudentum in seiner schlimmsten Form – den sogenannten Weltbolschewismus. Es ging nicht um militärische Eroberung, sondern um totale Zerstörung. Und Leningrad – war der schlimmste Feind Hitlers aus eben diesen ideologischen Gründen. Die Stadt der Oktoberrevolution. Die Stadt des Anspruchs Russlands auf seine Herrschaft in der Ostsee. Zudem war Leningrad der Hauptstützpunkt der sowjetischen Ostseeflotte und zweitgrößtes Wirtschafts- und Kulturzentrum des Landes. So nimmt es nicht wunder, dass Leningrad zum ersten und wichtigsten Ziel des im "Plan Barbarossa" formulierten Angriffs auf die Sowjetunion wurde. Erst nach seiner Eroberung sollte der Angriff auf Moskau beginnen.

Die Pläne Hitlers, die in der Wehrmacht nicht auf den geringsten Widerstand stießen, kommen u.a. in der Geheimen Weisung "Die Zukunft der Stadt Petersburg" vom 22. September 1941 zum Ausdruck, aus der ich nun zitieren will:

"1. Der Führer hat beschlossen, die Stadt Petersburg vom Erdboden zu vertilgen. Nach dem Sieg über Sowjetrußland wird es für das Weiterbestehen dieser großen Stadt nicht mehr den geringsten Anlass geben. Finnland hat ebenfalls erklärt, es sei an einem Weiterbestehen dieser unmittelbar vor seinen neuen Grenzen gelegenen Stadt nicht interessiert.

2. Der Wunsch der Kriegsmarine, die Werften, den Hafen und die Schifffahrtseinrichtungen zu erhalten, ist dem OKW bekannt. Seine Erfüllung wird jedoch angesichts der allgemeinen, Petersburg betreffenden Gesichtspunkte nicht berücksichtigt werden können.

3. Es wird vorgeschlagen, die Stadt mit einem festen Ring zu umschließen und sie durch Artilleriefeuer aller Kaliber und pausenlose Luftangriffe dem Erdboden gleichzumachen. Wenn das dazu führt, dass die Kapitulation der Stadt angeboten wird, ist

Die sowjetischen Verteidiger brachten den Angriff der Deutschen im September 1941 zum Stehen. Dies war die erste Niederlage Hitlers im Zweiten Weltkrieg, zum ersten Mal war das Blitzkrieg-Konzept gescheitert. Dies führte schließlich Ende Dezember zu Überlegungen im deutschen Generalstab, ob man Leningrad nicht durch Giftgas vernichten sollte. Man errechnete genau, wie viele Giftgasgranaten und Geschütze zu ihrem Abschuss nötig wären und ließ den Plan nur deshalb fallen, weil diese nicht zur Verfügung standen.

Die Bedrohung für die Stadt war tödlich. Am 8. September hatten die Deutschen Schlüsselburg am Ladoga-See erobert und damit den Blockadering geschlossen. Im Norden hatte die finnische Armee Ende August Position an der alten Grenze von 1939 bezogen. Weiter rückte sie nicht vor. Eine Beteiligung an der Einschließung Leningrads lehnte sie ab.

In Leningrad verblieben 2,4 Millionen Menschen. Der Stadt blieb nun allein der Weg über den Ladoga-See als Verbindung zum sowjetischen Hinterland. Die Deutschen standen auf den Pulkowoer Höhen, nur wenige Kilometer von der Stadtgrenze entfernt. Mit bloßem Auge sahen sie "die goldene Nadel am Turme der Admiralität" (Alexander Puschkin), die Kuppel der Isaaskathedrale und die Turmspitze der Peter-Pauls-Kathedrale. Durch Fernrohre konnten sie jede Bewegung auf den Straßen verfolgen. Schwere Belagerungsartillerie konnte jeden Punkt in der Stadt erreichen.

Die Deutschen hatten Leningrad in Raster eingeteilt, jedes wichtige Objekt war nummeriert: "Ziel Nr. 736 war eine Schule auf dem Baburin pereulok, 708 war das Müttergenesungsheim, 192 der Pionierpalast, 89 das Erisman-Krankenhaus, 295 der Gostinyj Dwor, 9 die Ermitage ..." (Harrison Salisbury). Fährt eine überfüllte Straßenbahn über die Sadowaja-Straße auf die Kreuzung Newski-Prospekt zu – Zieleinstellung, Feuer! Es ist alles perfekt organisiert, das Ziel wird selten verfehlt. Jagd auf schutzlose Menschen. Zurück bleibt ein Inferno von zerrissenen Körpern, Blut und schreienden Verletzten.

1. (Overhead: Bild auf S. 70 in "Война Германии против...")

Im Herbst 1941 "erlebte Leningrad 79 Prozent der Luftangriffe des ganzen Krieges und hatte 88 Prozent der Gesamtverluste an Menschenleben durch feindliches Feuer zu beklagen" (Salisbury).

Zu dem Bombenterror gesellte sich sehr bald der Hunger, der schlimmste Bundesgenosse Hitlers. Die Versorgung der Stadt über den Ladoga-See (zuerst mit Schiffen, dann mit Lastwagen über das Eis) konnte eine ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln nicht sicherstellen und machte auch eine Massenevakuierung nicht möglich. Zudem waren die Transporte ständigen Angriffen des Feindes ausgesetzt. Besonders schlimm wurde die Lage, als die Deutschen am 8. November Tichwin eroberten (sie hielten es einen Monat) und den Transportweg zum Ladoga-See aus dem Innenland abschnitten.

2. (Overhead: Bild "Ein Leningrader, 1942" in Giselas Buch, S. 62)

Schon im Oktober gab es die ersten Hungertoten. Zuerst starben die, die es nicht geschafft hatten, sich Vorräte anzulegen. Die Brotrationen wurden gekürzt und wieder gekürzt. Waren es am 1. Oktober noch 400 Gramm für Arbeiter und 200 für Familienangehörige, so fiel die Ration am 20. November auf die niedrigste Norm von 250 bzw. 125 Gramm. Erst am 25. Dezember gab es die geringfügige Erhöhung auf 350 bzw. 200 Gramm. Andere auf Marken zustehende Lebensmittel wurden im ersten Blockadewinter oft gar nicht ausgegeben. Aus einem Tagebuch jener Zeit: "3.12.1941. In diesem Monat wird kein Fett, kein Fleisch und kein Zucker ausgegeben. Nur Graupen, 200 Gramm pro Dekade. Und Brot, Seife, Streichhölzer und Salz. Das Brot ist schrecklich, ganz nass, voller Holzmehl. Es hat eine dunkle Farbe." Die ausgehungerten Menschen kratzen den Tischlerleim von den Tapeten und machen Sülze daraus, kochten Lederriemen aus.

Zum Hunger kam die Kälte. Der Winter setzte ungewöhnlich früh ein in diesem Jahr. Am 14. Oktober fiel der erste Schnee, die Temperatur sank unter den Gefrierpunkt. Am 17. November wurde der Strom abgeschaltet, im Januar brachen Wasserleitungen und Kanalisation endgültig zusammen. Die Wohnungen verwandelten sich in Eishöhlen, die Menschen darin wurden zu Höhlenbewohnern.

Die Fenster sind mit Woldecken verhängen, ein hoffnungsloser Versuch, den Frost abzuwehren, der in diesem Winter bis zu minus 40 Grad erreicht. Im Zimmer ein Kanonenofen. Der Rauch wird über ein Rohr abgeleitet, das quer durch den Raum zum Fenster führt. Diese gewagten Konstruktionen verursachten viele Brände. Wenn das wenige Brennholz zu Ende ging, wurden Möbel und auch Bücher verfeuert. Im ersten Blockadewinter verschwanden 7000 Holzhäuser aus dem Stadtbild – sie wurden verheizt.

Die Menschen ziehen sich alle warme Kleidung übereinander und ziehen sich zur Nacht nicht mehr aus. Sie decken sich mit allem zu, was ein wenig wärmen könnte – Decken, Pelzmäntel, Jacken... Aber die Kälte kommt von innen, aus dem ausgezehrt hungernden Körper. Viele finden nicht mehr die Kraft, sich am Morgen zum Aufstehen zu zwingen. Sterben ist einfacher geworden als Weiterleben. Das Äußere des Menschen erfährt eine schreckliche Wandlung. Zitat Dmitri Lichatschow: "Die Gesichter der einen waren aufgedunsen, mit einer bläulichen Flüssigkeit gefüllt, bleich, die Gesichter anderer wiederum waren schrecklich abgemagert und dunkel." Die Menschen alterten um Jahre, Kinder boten den Anblick kleiner Greise.

3. (Overhead: Passbilder von S.I. Petrowa Mai 1941/Mai 1942/Okttober 1942, in: Война Германии против..., S. 74)

Der Schnee liegt meterhoch in den Strassen. Niemand hat mehr die Kraft, ihn wegzuräumen. Nur ein schmaler Pfad, auf dem sich gespenstisch vermummte Menschen bewegen, führt durch die Schneewüste. Eine tödliche Stille liegt über der Stadt. Es gibt kaum noch Artilleriebeschuss. Die Deutschen verschwenden ihre Geschosse nicht. Sie müssen nur warten, bis Leningrad sich endgültig in eine Totenstadt verwandelt...

Öffentliche Verkehrsmittel fahren nicht mehr. Dafür erscheinen überall in der Stadt Kinderschlitten. Leben und Tod sind so eng wie nie zuvor miteinander verknüpft – die Kinderschlitten verkörpern diese widersprüchliche Einheit.

4. (Overhead: Mutter zieht ihren Sohn, S. 78 in Blockade Leningrad...)

Auf ihnen werden Leichen transportiert, Sterbende zum Arzt gebracht, Lebenswärme gebendes Holz gezogen und lebensspendendes Wasser aus dem Eisloch der Newa befördert. Das Knirschen der Kufen ist das einzige Geräusch auf den totenstillen Strassen. Noch heute bringt die Erinnerung daran jeden Überlebenden der Blockade zum Schaudern.

Im Winter 1941/42 starben jeden Tag Tausende von Menschen. Salisbury: "Männer vor Frauen, die Jungen vor den Alten. Und oft die Gesunden vor den chronisch Kranken." Ganze Familien wurden ausgerottet, wie z.B. die Tagebucheintragung der Schülerin Katja Tschistjakowa zeigt: "27. Januar. Wir standen von morgens bis spät abends nach Brot an. Als wir mit der Ration nach Hause kamen, war Vater schon nicht mehr am Leben." "30. Januar. Mein Bruder Nikolai ging zur Fabrik, um seine Brotmarken abzuholen, und kam nicht zurück..." "2. Februar. Die sechsjährige Nichte Tamara ist gestorben. Vor ihrem Tod fragte sie: `Katja, erinnerst du dich, ich ging in den Kindergarten und aß Nudeln?`..." "14. März. Heute starb mein kleiner Bruder Ljonja." "27. Mai. Ich kam von der Schule und hatte ein Stückchen Brot für Mama. In der Schule gab man uns Suppe, deshalb hatte ich das Brot für Mama gelassen. Ich wärmte den Samowar auf und ging, Mama zu wecken. Ich dachte, sie schläft, aber Mama war tot. Ich bin ganz allein..."

Wie viele Menschen während der Belagerung wirklich starben, ist auch heute noch unbekannt. Die 1946 auf dem Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess genannte Zahl von 632253 Menschen entspricht nicht der Realität.

Spekulationen über Zahlen, die die Millionengrenze weit überschreiten, sind das andere Extrem. Der renommierte Blockadehistoriker Valentin Kowaltschuk kommt in einer gerade veröffentlichten ausführlichen Untersuchung auf die annähernde Zahl von 700000 Opfern. Doch er weist darauf hin, dass hier diejenigen fehlen, die in der Evakuierung starben. Und das waren nicht wenige. Das letzte Wort in dieser Frage ist also auch heute noch nicht gesprochen.

Das Leben im belagerten Leningrad war eine Hölle, das Unfassbare, für menschliche Sinne Unerträgliches wurde zum Alltag. Die Menschen offenbarten neben Durchhaltevermögen und moralischer Größe auch alle negativen Seiten solch einer Extremsituation: Diebstahl, Plünderungen und Mord und – Kannibalismus. Diese Begleiterscheinungen wurden in der sowjetischen Geschichtsschreibung jahrzehntelang unter den Tisch gekehrt. Die Linie der Partei war: alle waren Helden. Erst in den letzten 10 Jahren wird offen darüber gesprochen, was wirklich in der Stadt geschah, und erst seit kurzer Zeit sind alle Archive (einschließlich der der Partei) aus jener Zeit zugänglich, und die Historiker sind dabei, endlich ein wahrhaftes Bild aller Facetten dieser Leningrader Tragödie zu erstellen. Es erscheinen Erinnerungen von Überlebenden, in denen nichts mehr verschwiegen wird.

Der sich aufopfernde, seine Größe bewahrende Mensch und der durch unmenschliche Prüfung gebrochene, zum Menschenfresser degradierte Mensch standen nebeneinander. Oft war ein Mensch auch zu beidem fähig. Um einen Angehörigen zu retten, wurde er zum Kannibalen, um das kräftigste Kind von dreien durchzukriegen, ließ er die beiden anderen verhungern. Wer wagt es, hier ein Urteil zu sprechen? Doch lassen wir einen Überlebenden sprechen:

"Erst wurden die auf den Straßen herumliegenden Leichen entkleidet, dann bis auf die Knochen tranchiert. An ihnen war kaum Fleisch. Diesen Kannibalismus darf man nicht grundsätzlich verurteilen. Größtenteils war er nicht bewusst. Derjenige, der eine Leiche zerschnitt, aß das Fleisch selten selber. Entweder verkaufte er es und betrog damit den Käufer, oder er ernährte die Familie, um sie am Leben zu erhalten." (Dmitri Lichatschow)

Es gab aber auch Menschen, die jede moralische Barriere fallenließen. Sie wurden zu Mördern – sie töteten, um dann das Fleisch ihrer Opfer zu verkaufen. Aus Angst vor den Mördern ließ man Kinder nicht allein auf die Straße, denn es gab Fälle, wo sie nicht nach Hause zurückkehrten.

Wen mag es angesichts dieser Tatsachen verwundern, dass alle Haustiere und Vögel aus der Stadt verschwanden – man aß sie auf. Man sammelte Pferdekot von der Strasse auf und war glücklich über diesen Fund. Noch 1944, als die Belagerung zu Ende war, war ein Hund oder eine Katze in der Stadt von Seltenheit.

Die Menschen sprachen nur noch vom Essen. Die Tagebücher jener Zeit füllen genaue Angaben, wann man wo wie viel Brot, Zucker, Konserven u.ä. ergatterte. Die Gefühle stumpften ab. Der Tod eines Familienangehörigen wird kurz notiert, um sofort wieder zur Beschreibung dessen überzugehen, was man zu Mittag gegessen und getrunken hatte. Der Tod eines Familienangehörigen wurde oft verschwiegen: passierte er zu Monatsbeginn, konnte man bis Monatsende die "freigewordene" Lebensmittelkarte benutzen, was für viele die Rettung bedeutete. Die Leiche versteckte man in der Wohnung. Verwesung war nicht zu befürchten – in den ungeheizten Zimmern war es fast so kalt wie draußen.

Die Tagebuchschreiber jener Zeit registrieren auch die psychischen Folgen dieser unmenschlichen Prüfung: die Menschen waren depressiv und äußerst gereizt. In den Schlangen vor den Läden kam es oft zu Auseinandersetzungen.

Eine Tatsache ist auch, dass nicht alle hungerten. Überlebende beschreiben die wohlgenährten Schieber, die in die Wohnungen kamen, um Wertgegenstände gegen Brot zu kaufen, oder die Händler auf den Schwarzmärkten. Leiter von Lebensmittelläden bereicherten sich, indem sie Waren "nach links" durch den Hintereingang verschwinden ließen. Ob die Gerüchte von eingeflogenen Pfirsichen für die Parteibosse im Smolny und deren "Festgelagen" den Tatsachen entsprechen, ist schwer nachweisbar. Sonderrationen erhielten sie auf jeden Fall.

Eine nicht zu überschätzende moralische Stütze in dieser finsternen Zeit war der Leningrader Rundfunk. Es war die einzige Stimme, die in die erfrorenen und dunklen Wohnungen drang. Dichter lasen im Radio ihre Gedichte. Die wichtigste Rolle spielte hier

Olga Bergholz, "die Muse der belagerten Stadt", die jenseits aller Propaganda genau das aussprach, was die Menschen in ihrer verzweifelten Lage bewegte. Sie war die einende Stimme der Stadt, gab ihr das Gefühl von Zusammengehörigkeit, half, durchzuhalten und weiterzuleben. Die folgenden Zeilen aus ihrem "Februartagebuch" klingen fast wie ein Kommentar zu dem gerade Ausgeführten. Ich werde sie zuerst auf Russisch zitieren, dann in der dt. Übersetzung von Aileen Rambow:

Тот, кто не жил с нами, — не поверит,
что в сотни раз почетней и трудней
в блокаде, в окруженье палачей
не превратиться в оборотня, в зверя...

Aber der, der nicht mit uns lebte,
wird nicht glauben,
Dass es hundertmal ehrenvoller und schwerer ist
In der Blockade, eingekreist von Henkern, –
Sich nicht zum Werwolf zu wandeln,
zum wilden Tier

Doch auch dieser schreckliche Winter 1941/1942 ging zu Ende. Die Menschen, die ihn überlebt hatten, kamen langsam wieder zu sich.

5. (Overhead: Zwei Frauen und ein kleines Mädchen in der Frühjahrs-sonne. In: Blockade Leningrad 1941-1944, S. 160).

Wie eine Illustration zu diesem Foto klingt die Erinnerung der damals 17-jährigen Katja an den April 1942: "Ich gehe den Newski entlang, habe meinen Herbstmantel an. Plötzlich sehe ich – links von mir ist ein Schatten, irgendein Schreckgespenst. Ich bleibe stehen und blickte um mich. Aber – das war ich ja selbst! Das Schreckgespenst bin ich, ein wandelndes Skelett."

Die Leningrader gingen daran, ihre Stadt von Eis und Schmutz zu befreien und die Toten zu begraben. Auf allen Plätzen, in Gärten und Parks wurden Gemüsebeete angelegt.

6. (Overhead: Kohlbeete an der Isaaskathedrale 1942. In Giselas Buch, S. 68)

Das kulturelle Leben (das auch im Winter durchaus nicht völlig zum Erliegen gekommen war) wurde wieder rege.

Theater und Kinos gaben Vorstellungen, Bibliotheken und Forschungsinstitute arbeiteten. Im Mai wurde gar ein Fußballspiel ausgetragen. Am 9. August 1942 fand die berühmte Uraufführung von Schostakowitschs 7. (Leningrader) Symphonie in der Philharmonie statt. Ein Teil der Schulen nahm die Arbeit wieder auf.

Und auch die Luftangriffe setzten wieder ein. Das Sterben ging weiter. Noch fast zwei Jahre sollten die Deutschen vor der Stadt verharren. Der Sommer verging, der Winter kam und mit ihm am 18. Januar 1943 der Durchbruch des Belagerungsringes am Ladoga-See. Es rollten wieder Züge am Finnischen Bahnhof ein. Als ob die Deutschen die nahe Niederlage

verspürten, verstärkten sie den Bomben- und Artillerieterror, schlugen erbarmungslos auf die Stadt ein. Der Feind rechnete nochmals grausam mit Leningrad ab, das sich ihm nicht willig gezeigt hatte.

Am 27. Januar 1944 verkündete ein riesiges Feuerwerk an der Newa das Ende der Belagerung nach genau 871 Tagen.

Leningrad hatte die Prüfungen durchgestanden. Es hatte sich vor der Vernichtung gerettet. Doch um welchen Preis? In den letzten Jahren wird oft die Frage nach den Verfehlungen der sowjetischen Seite gestellt. Warum liess man den Feind bis an die Stadttore vordringen? Warum wurde die Evakuierung nicht früher eingeleitet? Waren die hohen Verluste unter Soldaten und Zivilbevölkerung vermeidbar? Hätte die Blockade bereits 1942 durchbrochen werden können? Hätte Leningrad sich ergeben sollen? Wollte Stalin das ihm seit langem verhasste freigeistige, unbequeme, in kein totalitäres Denkschema passende Leningrad gar an die Deutschen ausliefern, oder, wenn nicht dies, hoffte er vielleicht darauf, dass es diese Prüfungen nicht aushalten und fallen würde? Kämpfte die Stadt also in Wirklichkeit einen Zwei-Fronten-Krieg?

Es ist hier nicht der Ort, diese Fragen (und eine ganze Reihe anderer) eingehend zu analysieren. Hier wäre es an der Zeit, auf Charakter und Selbstverständnis dieser ungewöhnlichen Stadt einzugehen, deren Rolle für den Widerstand sowohl gegen äußere wie innere Bedrohung nicht zu unterschätzen ist. Immer wieder wird auf die Kontinuität der Geschichte Petersburgs verwiesen, auf die Erfahrung des Leidens, das die Stadt von der Gründung an begleitete. Bezeichnenderweise wurden die Leiden im Bürgerkrieg nach 1918 ebenfalls als Blockade bezeichnet. Viktor Schklowski nannte einen Essay aus der Zeit dann auch direkt "Petersburg während der Blockade", und seine Beschreibungen der Stadt ähneln denen der "2. Blockade" frappant. Leider fehlt mir die Zeit, um auf die angerissene Problematik detaillierter einzugehen.

Tatsache ist jedoch, dass Stalin und die sowjetische Führung alle Warnungen über den drohenden Überfall der deutschen Armee ignorierten und die katastrophalen Verluste des ersten Kriegsjahres hier ihren Anfang nahmen. Bei der Evakuierung der Kinder im Juli 1941 unterliefen horrende Fehler: man schickte sie zuerst nach Süden, den deutschen Truppen entgegen! Bei der Rückevakuierung gingen viele Kinder verloren, viele kamen ums Leben. Die Wahl, sich zu ergeben, hatte die Stadt allerdings nicht. Sicher gab es Menschen, die nichts sehnlicher wünschten als die Befreiung vom stalinistischen Terrorsystem, das in Leningrad besonders gnadenlos gewütet hatte (auch während der Belagerung gingen die politischen Verhaftungen durch die Staatssicherheit weiter, wurden "unsichere Elemente" deportiert, und auch nach der Befreiung war Leningrad neuen Repressionen ausgesetzt). Doch Hitler war keine Alternative!

Warum hatte Leningrad überlebt? Valentin Kowaltschuk spricht vom Heldentum der Leningrader und davon, dass das ganze Land der Stadt zu Hilfe eilte. Zu dieser Frage noch zwei kurze Zitate: (Juri Woronow) "Wie pathetisch meine Worte auch klingen mögen, ich wage zu sagen: Gerade in den Tagen der Blockade spürten die Leningrader so deutlich wie nie zuvor ihre Verantwortung vor der Geschichte, vor der Zukunft." Die Historikerin Aileen Rambow spricht davon, dass "in Leningrad die westeuropäische Zivilisation, die die

Deutschen in Frage gestellt und zerstört hatten, weitergeführt und verteidigt wurde". In der Rettung von Humanismus, Kultur und Menschenwürde rettete sich die Stadt selbst.

Nun möchte ich zum Schluss die Einstellung der Leningrader zu den Deutschen beleuchten und darauf eingehen, wie die Blockade in den Nachkriegsbeziehungen zwischen Russen und Deutschen nachwirkte.

Das belagerte Leningrad ist ein sehr spezifischer "Ort deutsch-russischer Begegnung". Die Einstellung der deutschen Belagerer zu der Stadt haben wir bereits für unsere Zwecke hinreichend kennengelernt. Es ist leider nicht möglich, die Ursachen für diesen Sturz eines ganzen Volkes in die Barbarei herzuleiten. Es sei nur kurz angedeutet, dass hier jahrhundertealte Feindbilder, in denen der Stadt Petersburg-Petrograd-Leningrad als spezifischem Repräsentanten und Symbol Russlands eine entscheidende Rolle zukam, den Gipfel ihrer Aktivität erreichten. Die Nationalsozialisten hatten die Russophobie nicht erfunden, jedoch zur tödlichen Perfektion getrieben.

Was dachte man innerhalb des Belagerungsringes über den Gegner?

7. (Overhead: "Tod den Kindermördern". S. 180 in Blockade...)

In ihrer Analyse von Blockadegedichten konstatiert Aileen Rambow Rache und Hass und folgendes Bild der Deutschen: Der Feind war nicht sichtbar, er blieb unkonkret. Er war eine "seelenlose böse Kraft", der "unmenschliche Barbar, der die Stadt zerstören und die Bevölkerung aushungern wollte", der "unkultivierte und unzivilisierte Feind", der gegen die Petersburger Kultur auftrat. In dem zitierten Gedicht von Olga Bergholz ist er der "Henker". Hier muss natürlich auf die starke Propagandafunktion der Literatur hingewiesen werden, deren Aufgabe es war, die sterbende Bevölkerung zum Durchhalten und zur Verteidigung zu motivieren. Doch: wen verwundert es, dass das Bild des "Fritzen" in der belagerten Stadt so negativ war? Was Leningrad angetan wurde (von einem Volk, das in seiner kulturellen Tradition der russischen doch immer so nahe gestanden hatte!), war schwer zu verzeihen und noch schwerer mit dem Verstand zu begreifen. Die Unterscheidung zwischen "Faschisten" und "Deutschen", die noch zu Beginn des Krieges und dann wieder ab 1943 gängig war, verlor in der schlimmsten Zeit des Krieges ihren Sinn.

In den folgenden Zeilen von Vera Inber kommt das Unverständnis eines Intellektuellen darüber zum Ausdruck, wie eine Kulturnation wie die Deutschen derart degradieren konnte. Es klingt aber auch die Hoffnung an, es sei noch nicht alles verloren, Deutschland könne noch zur Besinnung kommen, und nimmt bereits die später wiederkehrende differenzierte Einstellung dem Gegner gegenüber vorweg.

А если ты, Германия, страна
Философов, обитель музыкантов,
Своих титанов, гениев, талантов
Предавши поруганью имена,
Продлишь кровавый гитлеровский бред, –
Тогда тебе уже прощенья нет.

Und wenn Du, Deutschland, Land
der Philosophen und der Musiker Heimstatt,
Das die Namen seiner Titanen, Genien, Talente
Mit Schimpf und Schmach geschändet hat,
Wenn Du den blutigen Wahnsinn Hitlers fortsetzt –
Dann wird es kein Erbarmen für dich geben.

Es war die moralische Überlegenheit der Leningrader, ihr Bewusstsein, im Recht zu sein und für eine gute Sache einzustehen, die sie den Hass sehr bald schon überwinden ließen. Das zeigte sich bereits 1942:

8. (Overhead: Deutsche Kriegsgefangene auf dem Newski. In: Blockade, S. 216)

Im Sommer 1942 wurden die ersten deutschen Kriegsgefangenen über den Newski geführt. Leningrader Frauen, die gerade dem Hungertod entronnen waren, steckten ihnen Brot zu...

Jetzt will ich ein längeres Zitat anführen. Es stammt aus den Erinnerungen von Ljudmila Poshidajewa und bezieht sich auf das Jahr 1946:

"Als ich aus dem Pionierlager zurück war, fuhr ich auf den Newski, die gefangenen Deutschen angucken. Sie gingen unter Bewachung. Unter ihnen waren Verwundete mit verbundenen Köpfen, mit an Stricken aufgehängten Armbinden. Hinkende mit Stöcken... Ihre Uniformjacken – entweder aufgeknöpft oder einfach über die Schulter geworfen. In den Stiefeln keine Schnürsenkel... Aber was mich damals am meisten erschüttert hat – sie hatten keine Ähnlichkeit mit Tieren, hatten keine unmenschlichen Gesichter. Das waren die allergewöhnlichsten müden Menschen, äußerlich uns ähnlich. Jene Schrecken und Gräueltaten, von denen im Radio und auf der Straße erzählt wurde, jener Horror von Blockade und Stalingrad – all das, was ich selbst sehen und durchleben musste – passte nicht mit ihnen zusammen. Das verstand ich nicht und entschied für mich, dass diese Deutschen, die da über unseren Newski gehen, gar nicht die Fritzen sind, die wir kannten und für die ich in jenen furchtbaren Blockadetagen die allerschrecklichsten Qualen ausgedacht hatte. Ich fühlte ihnen gegenüber keinen schwarzen Hass oder Boshaftigkeit. Vielleicht ist das peinlich und unpatriotisch, aber sie taten mir leid. Vielleicht deshalb, weil ich in ihnen nur Menschen sah, die müde über den Newski irren. Und ich ging dann auch nicht zur öffentlichen Hinrichtung der deutschen Kommandeure durch Erhängen. Ich konnte nicht... Ich wollte nicht sehen, wie sie an den Stricken baumeln würden. Ich war 11 Jahre alt. Ich hatte während der Blockade und im Hospital von all den Schrecken genug gesehen."

Der grausame Feind von gestern hatte seinen Schrecken verloren. Er war nun hilf- und wehrlos. Was an ihm hätte man noch hassen sollen? Und war man all des Hassens und Leidens auch einfach unendlich müde.

Ein völlig unerforschtes Kapitel ist die Situation der Petersburger Deutschen in der belagerten Stadt. Wie viele es 1941 noch waren, ist unbekannt. Von den 50780 Deutschen, die 1916 in Petrograd lebten, waren 1920 lediglich 11165 verblieben. In den Säuberungen von 1937 und 1938 wurden die meisten Deutschen verhaftet. Zu Beginn der Blockade waren

nur noch wenige Deutsche in der Stadt. Die Deutschstämmige Tatjana Maximowa erzählte mir, dass ihre Familie 1941 der Deportation entkam, da ihre deutsche Mutter den Namen ihres russischen Mannes angenommen hatte. Im Juni 1942 wurden sie dann doch noch ausgewiesen. Man gab ihnen 24 Stunden Zeit, die Stadt zu verlassen. Irgendwer hatte sie denunziert, doch "zum Glück" als "Letten", sonst wäre ihnen Lagerhaft sicher gewesen. Eine andere Episode beschreibt Andrej Tschernow:

"Die Großmutter meiner Frau – Olga Pawlowna Becker, eine Petersburger Deutsche – überlebte die Blockade. Sie betete auf Deutsch für die Gesundheit der Verteidiger von Leningrad. Es ist beinahe unglaublich, wie ein Mensch, in dessen Pass in der Rubrik Nationalität `Deutsche' stand, in der belagerten Stadt bleiben durfte. Das verdankte sie dem Großvater, ihrem Mann. Mit russischer Findigkeit radierte er die verfluchte Zeile weg und schrieb: `Russin'."

Die Nachkriegszeit war geprägt von schärfster Polarisierung von Ost und West. In der Sowjetunion und in der DDR verklärte man die Verteidigung Leningrads zum Heldentum, in der BRD wollte sich keiner mehr daran erinnern. Beide Modelle waren Ausflüchte und machten wahre Trauerarbeit, Aufarbeitung und tiefere Einsicht in die Vorgänge unmöglich, was allein die Basis für eine Überwindung der Konfrontation und einen ehrlichen Neubeginn miteinander ermöglicht hätte. In der DDR verschanzte man sich hinter staatlich verordnetem Antifaschismus, in der BRD herrschte eine kollektive Amnesie. Michael Schneider, der der lange verschwiegenen "verdrängten Erblast von 141" eine ausführliche Arbeit gewidmet hat, schreibt, dass die westdeutsche Gesellschaft den Genozid an Slawen und Russen niemals verarbeitet habe. Während die Vernichtung der europäischen Juden vor der ganzen Welt und staatspolitisch eingestanden wurde, verdrängte man die Schuld vor der Sowjetunion. Ich zitiere:

"Jahrzehntelang war die Haltung der westdeutschen Bevölkerung gegenüber der Sowjetunion mehrheitlich von einem hasserfüllten Antisowjetismus und einer panischen Russenangst bestimmt. Diese Einstellung gründete zwar auch auf realen Erfahrungen bei Kriegsende, vor allem auf den brutalen Vergeltungsakten von Rotarmisten bei der Eroberung Ostdeutschlands und auf der traumatischen Erfahrung von Flucht und Vertreibung. Dennoch war die sprichwörtliche Angst vor den Russen in erster Linie irrationaler, sogar pathogener Natur. Sie entsprang einer kollektiven Projektion: man unterstellte den Russen gerade das, was man ihnen selbst angetan hatte."

Man konnte dem Gegner von Gestern nicht in die Augen sehen und zog ein feindliches Schweigen vor.

Die ersten Versuche auf dem Weg zu einer Normalisierung unternahm dann auch die sowjetische Seite. Leningrad bot 1957 Hamburg an, partnerschaftliche Beziehungen zueinander aufzunehmen. In Bonn löste dies heftigste Proteste aus, aber die Hamburger Bürgerschaft und Bürgermeister Sieveking bestanden auf ihrem Recht, als Bundesland solche Entscheidungen abseits der Zentralmacht zu fällen.

Bezeichnend ist jedoch, dass die meisten Hamburger bis 1990, als die Hilfsaktion "Ein Paket für Leningrad" begann, nichts von dieser Partnerschaft wussten. Das Schweigen

um die Blockade wurde gebrochen, als 1970 Harrison Salisburys (heute schon klassisch zu nennendes) Buch "Die 900 Tage" in deutscher Übersetzung erschien. Anfang der 80er Jahre kamen einige Kinderbücher zu diesem Thema heraus ("Oleg oder Die belagerte Stadt" von Jaap ter Haar, bereits 1966 in der Niederlande erschienen, und "Tanja" von Bodo Schulenburg, beide 1981; 1984 dann "Eingeschlossen" von Nikolai Dementjew), sicher beeinflusst von der Friedensbewegung jener Jahre. 1987 erschien das von Granin und Adamowitsch zusammengestellte "Blockadebuch", das erstmals mit der ausschließlich heroischen Interpretation brach, in deutscher Übersetzung in der DDR. 1991 drehte Thomas Kufus den Film "Blockade. Leningrad 1941-1944", in dem erstmals Russen und Deutsche gemeinsam auftraten.

Die Paketaktion hat die jahrzehntelange offizielle Partnerschaft zwischen Hamburg und Leningrad/Petersburg auf eine mitmenschliche Ebene gestellt, obwohl sie bei den minderbemittelten Rentnern, den ehemaligen Verteidigern der Stadt, zunächst durchaus gemischte Gefühle hervorgerufen hat.

In Leningrad/Petersburg bin ich als Deutsche niemals auf Ressentiments oder gar Feindseligkeit gestossen. In Deutschland habe ich mich, seit ich 1974 angefangen hatte, Russisch zu lernen, oft rechtfertigen und gar verteidigen müssen. Was hat die Öffnung nach 1989 gebracht? Ist die Vergangenheit nun "verarbeitet" und "überwunden"? Aber wie steht es dann mit dem Historikerstreit oder der "Gnade der späten Geburt", die ein kollektives Reinwaschen von der deutschen Schuld implizieren? Setzt sich in Deutschland die "historische Ignoranz" fort, wird "zu viel verniedlicht, verdrängt, Schuld und Schulden [...] umverteilt", wechseln "Sieg und Niederlage ihre Träger", greift gar "ein neuer Größenwahn [...] um sich", wie Peter Basch vermutet?

Die Belagerung Leningrads in ihrer nie gesehenen Grausamkeit ist eines der bösen Symbole dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts. Nur wenn wir nicht vergessen und offen bekennen, gibt es vielleicht eine kleine Chance, dass die Menschheit irgendwann lernt, anders miteinander umzugehen. Petersburg, so will es mir scheinen, ist der Ort, wo der Versuch gelingen könnte.